

Jörg Gertel: Empirische Methoden und ihre Bedeutung bei der Konstruktion von Wissen.
in: Jörg Gertel (Hg.): Methoden als Aspekte der Wissensk Konstruktion. Fallstudien zur
Nomadismusforschung. Halle 2005 (Orientwissenschaftliche Hefte 17; Mitteilungen des SFB „Differenz und
Integration“ 8) S. 1–16.
© Jörg Gertel 2005

Empirische Methoden und ihre Bedeutung bei der Konstruktion von Wissen

Jörg Gertel

„Ich hatte früher dies, ich hatte früher jenes, ich hatte zehn Ziegen, ich hatte drei Schafe“, sie zählten die Güter auf, die sie verloren hatten, und zusammen mit drei anderen habe ich so viel ich konnte aufgeschrieben. Ich habe die Katastrophe aufgezeichnet und zugleich hatte ich mit einer Art Verantwortungslosigkeit [...] vor, das alles mit den Methoden, die mir zur Verfügung standen, zu analysieren, während ich mir immer sagte: „Armer Bourdieu, mit den armseligen Instrumenten, die du hast, bist du der Sache nicht gewachsen, man müsste einfach alles wissen und alles verstehen, die Psychoanalyse, die Ökonomie ...“

Wenn sie mir Dinge erzählten, habe ich danach manchmal zwei oder drei Tage gebraucht, um alles zu verstehen, komplizierte Namen von Orten oder Stämmen, Zahlen von verlorenem Vieh und anderen verlorenen Gütern, und ich war dann völlig überwältigt von dem allem, und insofern war jede Hilfe gut, und das Fotografieren war im Grunde eine Art und Weise zu versuchen, den Schock einer niederschmetternden Realität zu bewältigen. Es gab dort einen Ort, der lag ganz einfach in der Nähe und hieß Kerker, ein riesiger Ort, der einfach mitten auf einer sumpfigen Ebene hochgezogen worden war, welche die Leute nicht bebauen konnten, weil sie keine Pflüge und Gespanne hatten, die stark genug gewesen wären. Dort also hatte man die Leute angesiedelt, zwei- oder dreitausend Personen, riesengroß, und diese Art Vorstadt ohne Stadt war wirklich tragisch. Dort habe ich die verrückteste Sache meines Lebens gemacht: eine Konsumstudie im Stil des INSEE, des Statistischen Amtes Frankreichs. Eine Konsumstudie ist etwas sehr Aufwendiges. Sie kommen mit ihrem Fragebogen an und fragen: „Was haben sie gestern gekauft?“ Kerzen, Brot, Karotten, ... Sie zählen alles auf und kreuzen jeweils ja oder nein an. Zwei Tage später kommen sie dann wieder, insgesamt drei Mal. Es war eine Riesearbeit, eine solche Untersuchung durchzuführen – auch wenn ich nicht allein war, sondern wir zu dritt oder viert waren. Diese ganze Untersuchung hat nichts Besonderes ergeben außer der Tatsache, dass diese Bevölkerung, die völlig vernichtet, homogenisiert, nivelliert und auf die unterste Stufe des Elends reduziert zu sein schien, eine Normalverteilung aufwies – es gab all die Unterschiede, die man auch bei einer normalen Bevölkerung findet, eine Normalverteilung.¹

Einleitung

Ausgangspunkt der vorliegenden Betrachtung ist die Überlegung, dass die Informationen, mit denen wir in wissenschaftlicher Hinsicht alltäglich umgehen, eine Geschichte haben und durch die Methoden strukturiert sind, die zu ihrer Generierung innerhalb des Spektrums der Wissens(re)produktion eingesetzt werden. In diesem Sinne besteht Wissensgenerierung aus einer Vielzahl von Überset-

¹ Bourdieu in Schultheis et al. (2003, 36–38).

zungen, die ausgehend von der ersten Definition eines Untersuchungsgegenstandes bis hin zur abgeschlossenen wissenschaftlichen Publikation als fortwährende Repräsentationen zu verstehen sind. Innerhalb dieser Kette von Repräsentationen sind auch die Methoden der empirischen Sozialforschung zu verorten. Sie kommen sowohl bei der Planung und Durchführung von empirischen Untersuchungen, also bei der Erhebung primärer Daten, als auch bei der Auswertung, Aufbereitung und Interpretation von Primär- und Sekundärdaten zum Einsatz und strukturieren die Inhalte, die repräsentiert werden. Der Einsatz von Methoden in den empirischen Sozialwissenschaften ist somit nicht wissenschaftlich „neutral“, sondern stellt (notwendige) Interventionen dar: Er beeinflusst – wie am Eingangszitat deutlich wird – die Wissenskonstruktion und kann daher im Sinne einer „Objektivierung“ wissenschaftlicher Erkenntnisse bestenfalls in seinen Wirkungen und Konsequenzen nachvollziehbar gemacht werden. Dies wird im Folgenden aufgezeigt. Zunächst werden dazu die Methoden der empirischen Sozialforschung im allgemeineren Kontext der Wissensproduktion verortet, anschließend werden die qualitativen und quantitativen Methoden genauer beleuchtet und schließlich wird für beide methodischen Verfahrensweisen die Bedeutung der Interviewsituation herausgearbeitet.

Methoden im Kontext der Wissensreproduktion

Die Prozesse der sozialen Konstruktion von Wissen – und damit korrespondierend die Ebenen der Repräsentation – können in analytischer Hinsicht vereinfachend in drei Bereiche zerlegt und entsprechend untersucht werden: in persönliche Erfahrungen, in Texte und in Theorien. Diese Einteilung mag zunächst willkürlich erscheinen, denn im Alltag sind diese Felder kaum eindeutig abzugrenzen. Im Gegenteil: Erfahrungen, Texte und Theorien sind eng miteinander verflochten, durchdringen und beeinflussen sich auf vielfältige Weise. Dennoch scheint ihre analytische Unterscheidung sinnvoll, da sie die Zunahme der Abstraktion, die Komplexitätsreduktion von Informationen und damit einhergehend einen wachsenden Kontextverlust widerspiegeln, die mit der Überführung von persönlichen Erfahrungen in Texte und von Texten in Theorien stattfinden. Durch diesen etwas genaueren Blick wird es einfacher, die Bedeutung empirischer Methoden im Kontext der Wissensproduktion zu analysieren und zu bestimmen. Dies erfolgt in drei Schritten.

1. Dass persönliche *Erfahrungen* nicht isoliert, quasi unabhängig vom gesellschaftlichen Kontext stattfinden, ist in den Sozialwissenschaften ein Allgemeinplatz. Der schlichten Idee, der klassische Feldforscher könne durch teilnehmende Beobachtung, etwa im nomadischen Kontext, zu objektiven Einsichten gelangen, wird auch innerhalb der Ethnologie seit Jahren eine differenzierte Perspektive

gegenübergestellt.² Das Spektrum der theoretischen Positionen, die sich mit der Bedeutung von Erfahrung in methodologischer Hinsicht beschäftigen, kann im Rahmen der vorliegenden Betrachtung selbstredend nicht annähernd wiedergegeben werden. Im Folgenden sollen daher lediglich einige Grundpositionen vorgestellt werden, die es erlauben, die Fragestellung weiter zuzuspitzen. In ihrer Arbeit „The Evidence of Experience“ führt Scott aus:

When experience is taken as the origin of knowledge, the vision of the individual subject (the person who had the experience or the historian who recounts it) becomes the bedrock of evidence on which explanation is built. Questions about the constructed nature of experience, about how subjects are constituted as different in the first place, about how one's vision is structured – about language (or discourse) and history – are left aside. The evidence of experience then becomes evidence or the fact of difference, rather than a way of exploring how difference is established, how it operates, how and in what ways it constitutes subjects who see and act in the world.³

Erfahrung ist demnach sprachlich, diskursiv und historisch konstruiert. Aus Sicht postkolonialer Forschungsansätze ist Wissen – auch in der Form persönlicher Erfahrungen – weder objektiv noch neutral oder gar frei von Machtbeziehungen.⁴ Vielmehr geht es gerade darum, die Diskurse zu beleuchten,⁵ die bei der Konstruktion von Erfahrung aktiv sind; also zu untersuchen, wie „Subjekte“ überhaupt konstruiert werden. Dazu ist beispielsweise offen zu legen, wer für wen spricht und welche Definitionsmacht dabei wirksam wird.⁶ Gleichzeitig ist nach Hall davon auszugehen, dass handelnde Subjekte keine stabile Identität haben, sondern sich aus mehreren auch widersprüchlichen und unvollständigen „Identitäten“ konstituieren.⁷ Die Prozesse der kulturellen Identifikation sind damit offen, variabel und ambivalent. Gleichzeitig wird fortwährend an der Illusion der Fortschreibung einer Einheit des Selbst gebaut. Akteure greifen demnach auf erinnerte Erfahrungen zurück (die verankert und strukturiert sind durch die vereinheitlichende Erzählung von sich selbst – dem „narrative of the self“; s. unten), transportieren diese kontextabhängig, etwa in Interaktionen, selektiv und fragmentarisch nach außen und schreiben das so imaginierte Selbst in der Zeit fort.⁸ Die Methoden der empirischen Sozialforschung setzen an dieser Stelle an und versuchen – wie am Beispiel der qualitativen Verfahren gezeigt werden wird – nicht nur die Konstruktion von Erfahrung, also den Produktionsprozess des (individuellen) Erfahrung-Machens aufzuschließen, sondern über die Methodenkritik hinaus inhaltliches Wissen über unbekanntere Phänomene der sozialen Welt

² Vgl. Fischer (1985), Stellrecht (1993).

³ Scott (1991, 777).

⁴ Ashcroft et al. (1995).

⁵ Foucault (1991), Phillips et al. (2002).

⁶ Spivak (1988).

⁷ Hall (1992).

⁸ Andrews et al. (2000), Holstein et al. (2000).

zu generieren. Dabei können etwa Handlungen (Weidewechsel von Nomaden), deren Institutionalisierungen (kollektives Regelwerk des Weidezugangs) und Materialisierungen (Überweidung) im Blick stehen.

2. Bei *Texten* handelt es sich im Gegensatz zu Erfahrung bereits um eine sequentielle Darstellung von Informationen sowie um Bedeutungen, die zwar verhandelbar bleiben, wobei der Spielraum hierfür jedoch eingeschränkter ist. Entsprechende Interpretationsmöglichkeiten unterliegen demnach Beschränkungen. Oevermanns Ansatz der „objektiven Hermeneutik“⁹ macht dies exemplarisch deutlich: Er versteht Text als „die Klasse von in welchen Medien auch immer protokollierten Handlungen“¹⁰ und geht davon aus, dass zwei grundsätzlich verschiedene Realitätsebenen in einem Text existieren: die Realität von „latenten Sinnstrukturen“ einerseits und die Realität von „subjektiv intentional repräsentierten Bedeutungen“¹¹ eines Textes andererseits. Unterschieden wird das, was gesagt wurde (objektiv), von dem, was gemeint wurde (subjektiv). Er stellt fest, „mit dem Begriff von den latenten Sinnstrukturen werden objektive Bedeutungsmöglichkeiten als real eingeführt, unabhängig davon, ob sie von den an der Interaktion beteiligten Subjekten intentional realisiert wurden oder nicht“.¹² Entsprechend folgert er, dass jeder prinzipiell für die Struktur seiner (veröffentlichten) Texte verantwortlich ist und nicht für das, was er in Wirklichkeit gemeint hat, denn, so Oevermann weiter, „wir gehen davon aus, daß nichts, auch nicht das geringfügigste Merkmal eines Interakts zufällig erzeugt worden ist“.¹³ Mit diesem Textverständnis wird somit die Verantwortung für die Autorschaft bei der Textproduktion in den Vordergrund gerückt und gleichzeitig werden die Möglichkeiten betont, tiefgreifende (unbewusste) Sinnzusammenhänge durch externe Interpretationen aufdecken zu können. Willems hingegen bescheinigt diesem Ansatz eine Blindheit bzw. ein Desinteresse gegenüber Kontingenzen: objektive Sinnstrukturen liegen kaum jemals lückenlos vor und seien zudem eben auch von Zufälligkeiten abhängig.¹⁴ Darüber hinaus erscheint die Setzung, dass Texte objektive Elemente aufweisen sollen – also Gegebenheiten, die unabhängig von Zeit, Raum, Akteuren und Perspektive eine Gültigkeit an sich beanspruchen – problematisch. Allein die These der diskursiven Konstruktion von Wissen steht dem Essentialismus „objektiver Sinnstrukturen“ diametral gegenüber. In diesem Zusammenhang weist DeCerteau darauf hin, dass sich ein Sprechakt zwar innerhalb eines Sprachsystems vollzieht, er jedoch die Aneignung der Sprache durch den Sprecher erfordert, eine raum- und zeitabhängige Präsenz begründet und zu einem Vertrag mit dem Anderen, dem Gesprächspartner führt.¹⁵ Texte sind in diesem Sinne als Ergebnis von Aushandlungsprozessen zu verstehen, welche im

⁹ Oevermann et al. (1979).

¹⁰ (Ebd., 369).

¹¹ (Ebd., 367).

¹² (Ebd., 368).

¹³ (Ebd., 399).

¹⁴ Willems (1996, 452).

¹⁵ DeCerteaux (1988).

Spannungsfeld zwischen diskursiv wirksamen Vorgaben und individuellen rhetorischen Taktiken mit einem persönlichen Aneignungsvorgang verbunden sind. In Anlehnung an Ricouer können demnach vier Aspekte zusammenfassend festgehalten werden:¹⁶

1. Texte repräsentieren und konstituieren soziales Leben;
2. Die Intention des Autors und die Rezeption des Textes koinzidieren oft nicht;
3. Mit veränderten gesellschaftlichen Bedingungen werden Texte oft neu interpretiert;
4. Die Bedeutung von Texten ist nicht endgültig festzulegen.

Vor diesem Hintergrund ist festzuhalten, dass qualitative und quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung an und mit der Schnittstelle arbeiten, in der (individuelles) Erfahrungswissen der Befragten in (autorisierte) Texte überführt und damit selektiv festgeschrieben wird. Beispielsweise wird nach einer empirischen Kampagne und deren Auswertung in einem Text beschrieben, warum einzelne Nomaden sich während einer Dürre für einen Weidewechsel entscheiden und welches lokale Regelwerk dem zu Grunde liegt. Texte sind damit Re-Präsentationen, zeitlich nachgelagerte Erzählungen einer vorab beobachteten Praxis, gleichsam wird ihnen jedoch die Autorität zugebilligt, die „Wirklichkeit“ festzustellen; also etwa die unterliegenden Ursachen der Überweidung zu bestimmen, die zum Ausmaß der Dürre beitragen. Ob diese Texte jemals von Nomaden gelesen werden und welche Aneignung dieses Wissens erfolgt, ist nicht nur eine zentrale Frage der Entwicklungspraxis, sondern auch vom Wissenschaftskonzept und damit maßgeblich vom Verständnis wissenschaftlicher Theorien abhängig.

3. Bei *Theorien* ist im Kontext einer Analyse der sozialen Produktion von Wissen die Abstraktion und damit die Komplexitätsreduktion am größten. Generell gilt auch hier, dass das Verständnis und der Status von Theorien innerhalb der Sozialwissenschaften differieren, beispielsweise abhängig davon, ob die epistemologischen Grundpositionen des Realismus oder des Konstruktivismus eingenommen werden.¹⁷ Entsprechend dem Realismus existiert eine denkunabhängige Wirklichkeit, also eine Natur, die durch Fakten zu uns spricht, unbeeinflusst davon, was wir über sie sagen oder denken.¹⁸ Gleichzeitig kann diese Wirklichkeit jedoch auch unseren Erfahrungen zugänglich sein, wir können sie beschreiben und analysieren. Hierzu gibt es wissenschaftliche Methoden, die möglichst ausschließen sollen, dass subjektive Einflüsse die Beschreibung und Analyse prägen. Durch den Einsatz der Methoden geht es somit um die „Entsubjektivierung“ des Wissenschaftlers. Entsprechend dieser Position sind Aussagen dann entweder wahr oder falsch, sie können verifiziert und bewiesen oder falsifiziert und damit abge-

¹⁶ Ricouer (1971).

¹⁷ Labinger et al. (2001).

¹⁸ Die folgenden Ausführungen sind ganz maßgeblich durch die unveröffentlichte Magisterarbeit von M. Weinel (2004) beeinflusst. Ihm möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich für die Anregungen danken.

lehnt werden. Darüber hinaus gibt es keinen Raum für Kontroversen. Aussagen sind durch Beweise zu belegen und dann als Wahrheit zu akzeptieren, eben da die Aussage mit den Tatsachen korrespondiert. Grundlegend anders gestaltet sich hingegen die konstruktivistische Position. So geht beispielsweise der methodologische Relativismus von Collins davon aus, dass die Wirklichkeit nicht denkunabhängig existiert, sondern nur perspektivisch erschlossen werden kann, wobei jede Behauptung über die Beschaffenheit der Wirklichkeit ebenso sinnvoll ist wie jede andere.¹⁹ Bei der Erklärung von Wissensansprüchen, also der Autorität von Aussagen, spielt zudem nicht die Natur eine zentrale Rolle, sondern die soziologisch festzustellende Position des Autors. Im Gegensatz zu den Realisten, die nach Wahrheit suchen, sind die Konstruktivisten daran interessiert, wie es dazu kommt, dass in bestimmten Gruppen die eine oder die andere Ansicht den Status von gesichertem Wissen zugeschrieben bekommt.²⁰ Ihnen geht es damit nicht um „Beweise“, sondern um die „Glaubwürdigkeit“ von Aussagen, die Produkte der Wissenschaft sind. Eine entsprechende Theorie sollte dabei auch praktische Eigenschaft aufweisen, d. h. ein Werkzeug sein, um Gesellschaft zu verstehen und gegebenenfalls auch zu verändern.²¹ Theorien – etwa über nomadische Mobilität und die Moderne – sind dabei auch als Aspekte des Alltags zu verstehen, die ebenso wie Texte auf Erfahrungen zurückwirken und sie verändern. Eine solche Rückkopplung bezeichnet Giddens als „doppelte Hermeneutik“.²² Methoden sind in diesem Sinne dann als geplante Interventionen in die Wissenskonstruktion zu begreifen. Dies ist Gegenstand der anschließenden Ausführungen.

Qualitative und quantitative Methoden als Repräsentationsmechanismen

Im Folgenden werden dazu die grundlegenden Unterschiede bei qualitativen und quantitativen Verfahren beleuchtet, um jene nachgelagerten Mechanismen der Repräsentation auf einer allgemeineren Ebene transparent zu machen, die zu Tage treten, wenn empirische Daten produziert und in wissenschaftliche Texte überführt werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Feststellung, mit welcher Erklärungsreichweite die unterschiedlichen Methoden operieren.

Während die qualitativen Verfahren der empirischen Sozialforschung etwa in Form der Feldforschung kleinere räumliche und soziale Einheiten (oft einzelne Gruppen) untersuchen und soziale Relationssysteme (SRS) erfassen, beschäftigen sich die quantitativen statistischen Verfahren auch mit größeren räumlichen und gesellschaftlichen Komplexen (bis hin zu Nationalstaaten) und erfassen diese in Form von Zahlen als numerische Relationssysteme (NRS). In beiden Fällen steht

¹⁹ Collins (2001).

²⁰ Weinel (2004).

²¹ Sayer (1992).

²² Giddens (1992, 338).

in methodologischer Hinsicht dabei die Problematik im Mittelpunkt, in welcher Beziehung die untersuchten „Teile“ (die Befragten bzw. die Stichprobe) zum „Ganzen“ (zur Gruppe bzw. zur Grundgesamtheit) stehen und was bei präziser Kenntnis der Teile über das Ganze ausgesagt werden kann. Quantitative und qualitative Methoden unterscheiden sich dabei grundlegend: Bei der qualitativen Feldforschung und insbesondere bei der Methode der teilnehmenden Beobachtung steht die persönliche Erfahrung im Mittelpunkt. Es werden situative Eindrücke in der Untersuchungssituation gesammelt und daraus allgemeingültigere Typen entwickelt.²³ Quantitativ operierende standardisierte Verfahren der Statistik sind demgegenüber in zählbare und rekonstruierbare Arbeitsschritte zu zerlegen. Methodisch steht dabei die Messung von Wahrscheinlichkeiten im Mittelpunkt. Erst hierdurch werden Phänomene, die nicht unmittelbar beobachtbar sind, der wissenschaftlichen Analyse zugänglich, allerdings mit der Konsequenz, dass soziale Kontexte durch die Berechnung arithmetischer Durchschnitte zerschnitten werden. Im Gegensatz dazu löst die Methode der teilnehmenden Beobachtung die sozialen Bezüge nicht auf, und nicht vergleichbare Einheiten werden weder zerlegt noch miteinander in Beziehung gesetzt. Eine weitere Charakteristik der teilnehmenden Beobachtung besteht darin, dass die zentralen Analyse-kategorien im Zuge der Untersuchung jeweils optimiert und an den aktuellen Wissensstand angepasst werden können.²⁴ Die Kategorien für eine statistische Untersuchung müssen hingegen, um vergleichbare Bedingungen zu schaffen, vor der empirischen Erhebung festliegen und können während und nach der Erhebung auch nicht verändert werden.

Dennoch haben auch scheinbar harte Zahlen eine soziale Geschichte. Sie alle resultieren letztlich aus Befragungssituationen, bei denen sich Personen begegnen und eine soziale Beziehung entwickeln. Bei standardisierten statistischen Verfahren der empirischen Sozialforschung ist die Begegnung zwischen Interviewer und Befragtem dabei oft nur von kurzer Dauer, meist treffen sich beide nur einmal, und Möglichkeiten für Nachfragen sind nur eingeschränkt vorhanden. Damit kommt der einzelnen Begegnung eine immense inhaltliche Bedeutung zu, was sie gerade bei standardisierten Wiederholungen anfällig für strukturelle Fehler macht. Bei qualitativen Erhebungen, insbesondere bei der Methode der teilnehmenden Beobachtung, entwickeln sich demgegenüber zwischen Interviewer und Befragten aufgrund wiederholter Begegnungen, die über einen längeren Zeitraum in den Alltagskontext der Befragten eingebettet werden, intensivere Beziehungen, die eine andere Kommunikationsstruktur hervorbringen. Die Bedeutung der einzelnen Befragungssituation ist dabei nicht so „aufgeladen“ und weniger von Erwartungen und Kontextkontrolle geprägt.²⁵ Doch auch hier sind strukturelle Verzerrungen der Datenstruktur möglich. Zu fragen ist beispielsweise, wen der Wissenschaftler oder die Wissenschaftlerin kennen lernt (Männer oder Frauen, in

²³ Vgl. Asad (1994).

²⁴ Vgl. exemplarisch Schönhuth et al. (1993) zu partizipativen Erhebungsverfahren.

²⁵ Vgl. Witzel (1982).

welchem Alter, mit welcher Bildung, mit welchem Status in der Gruppe), wie dies den Zugang zum größeren sozialen Feld der Untersuchungsgruppe strukturiert und wer von den Befragten für wen spricht? Dabei handelt es sich bei gruppenbezogenen Feldforschungen immer um kleine Ausschnitte aus der gesellschaftlichen Praxis, von denen ausgehend allgemeingültigere Aussagen nur schwer zu treffen sind.

Zu klären bleibt allerdings, inwieweit Generalisierungen auch bei statistischen Verfahren problematisch sind. Ausschlaggebend für die Beantwortung dieser Frage ist, dass im Rahmen der empirischen Sozialforschung alle numerischen Relationssysteme letztlich aus sozialen Relationssystemen hervorgehen und entsprechende Informationen maßgeblich auf Erhebungssituationen zurückzuführen sind, die ihrerseits eben durch sehr spezielle soziale Beziehungen strukturiert sind. Festzuhalten ist weiterhin, dass mit der Überführung von Interviews in Texte und mit der Transformation sozialer Relationssysteme in numerische Relationssysteme eine Komplexitätsreduktion einhergeht. Die zu beschreibende Praxis wird, bei konsistenten Verknüpfungsvorschriften, durch weniger Zeichen abgebildet, wobei die Skalierung – die Art der Beziehungen der Zahlen zueinander – eine zentrale Rolle als Mechanismus der Repräsentation spielt.²⁶ Entsprechend wird die komplexe Ausgestaltung der Alltagspraxis von Nomaden, die beispielsweise durch den Begriff „Armut“ abgebildet wird, durch eine einzige Zahl, die eine Armutslinie markiert, repräsentierbar. Da es, wie bereits deutlich wurde, um Re-Präsentation geht, sind Bezüge zu Vergangenen – zu Interview-situationen etwa, in denen die grundlegenden Daten produziert wurden – bedeutungskonstituierend. In Anlehnung an Spivak sind hierbei zwei zusammenhängende Bedeutungsfelder zu unterscheiden: nämlich „von etwas sprechen“ und „für jemanden sprechen“.²⁷ Zu differenzieren ist demnach der Vorgang, bei dem Bedeutungen ausgehandelt werden (wie beispielsweise der Begriff „Armut“ geprägt wird), von dem Prozess, bei dem Dritte für Betroffene sprechen (Wissenschaftler für Nomaden) und sich die Autorität der Interpretation aneignen.

Festzuhalten ist somit, dass inhaltliche Aussagen zu einem Untersuchungskomplex, die mittels quantitativer Methoden zu erschließen sind, anhand von aggregierten Daten (beispielsweise in Form von Armutslinien) repräsentiert werden, während Aussagen, die durch den Einsatz qualitativer Methoden erzielt werden, in Form kontextualisierter Informationen (etwa zur sozialen Ausprägung von Armut auf der Haushaltsebene) vermittelt werden. Die Art der Informationen ist entsprechend unterschiedlich und die inhaltliche Ausgestaltung des

²⁶ Hand (1996). Während nominal skalierte Variable (beispielsweise bei der Vergabe von gleichen Zahlenwerten für gleiche Namen) nur wenige Informationen über den inhaltlichen Gesamtzusammenhang transportieren – es können lediglich Häufigkeiten ausgezählt werden – lassen verhältnisskalierte Variable (Alter, Einkommen, etc.) weitreichendere Auswertungen zu. Mittels Korrelationen können beispielsweise Zusammenhänge innerhalb des numerischen Relationssystems ermittelt werden.

²⁷ Spivak (1988).

Wissens (etwa über Nomaden) hängt demnach maßgeblich von der jeweiligen Methode ab. Zu resümieren ist weiterhin, dass Interviewsituationen sowohl für die Methoden der qualitativen als auch der quantitativen empirischen Sozialforschung einen zentralen Ausgangspunkt der Wissensgenerierung darstellen. Inwieweit sie als soziale Beziehungen zu verstehen sind und individuelle Erfahrungen strukturieren, wird im Folgenden diskutiert.

Interviewsituationen als soziale Beziehungen

Wie kaum ein anderer Sozialwissenschaftler hat Bourdieu die analytischen Beziehungen zwischen Empirie und Theorie untersucht und dabei die Möglichkeiten und Grenzen der sozialen Wissensproduktion auf theoretischer Ebene reflektiert. Richtungsweisend stellt er fest: „die Befragungssituation bleibt immer eine soziale Beziehung, die ihre Effekte auf die Ergebnisse ausübt, die man erhält“.²⁸ Das Spektrum der sozialen Beziehungen, welche in Befragungssituationen anzutreffen sind, rangiert entsprechend seinem Verständnis zwischen zwei nie erreichten Extremen: „der totalen Übereinstimmung zwischen Interviewer und Befragtem einerseits – ein Fall, in dem dann nichts mehr gesagt werden könnte, weil nichts mehr in Frage gestellt würde und damit alles selbstverständlich wäre – und der totalen Divergenz andererseits, also dem Fall, in dem Verstehen und Vertrauen unmöglich würden“.²⁹

Bourdieu interpretiert das Interview als Austauschsituation, als „Markt der sprachlichen und symbolischen Güter“,³⁰ die er – ähnlich wie Devereux³¹ – durch Verzerrungen charakterisiert sieht.³² Die Ursachen der Verzerrungen, die in der Struktur der Befragungsbeziehung angelegt sind, liegen – entsprechend seiner Argumentation – darin begründet, dass zum einen der Interviewer derjenige ist, der in der Regel die Initiative ergreift und die „Spielregeln“ festlegt, und dass zum anderen beim Gegenstand der Umfrage ein Gefälle existiert, wie er vom Befragten und vom Interviewer verstanden wird. Zudem existiere eine gewaltfreie Kommunikation kaum und niemand könne sich vor dem Aufdrängen einer Problematik in Sicherheit wiegen. Schließlich sei eine Interviewsituation auch vom Widerstand gegen Objektivierungen geprägt, wie dies etwa beim Einsatz von Aufzeichnungsgeräten deutlich werde.

Als Hinweise zum Erkennen und Vermindern von Verzerrungen gibt Bourdieu zunächst generell zu bedenken, dass von einem Interviewer ein enormes Wissen gefordert ist, damit er überhaupt eine Chance habe, der Untersuchung

²⁸ Bourdieu (1997, 780).

²⁹ (Ebd., 785).

³⁰ (Ebd., 781).

³¹ Devereux (1998, 18).

³² Bourdieu (1997, 780).

gerecht zu werden. Dieses Wissen könne mittelbar aus der längeren beruflichen Tätigkeit hervorgehen oder durch vorausgehende Recherchen gezielt erarbeitet werden.³³ In der unmittelbaren Situation des Interviews gehe es dann darum, eine Beziehung des „aktiven und methodischen Zuhörens“ zu schaffen, um die befragten Personen zur Mitarbeit zu animieren.³⁴ Die Verwendung eines entsprechenden Sprachniveaus und der Einsatz verbaler und nichtverbaler Signale sei hierbei ratsam. Auch könne auf die Struktur der Beziehung, etwa durch Auswahl der Interviewer oder der befragten Personen, Einfluss genommen werden, denn Personen, die vertrauten Zugang zu den Kategorien der Interviewpartner haben, erscheinen dem Gesprächspartner weniger bedrohlich.³⁵ Weiterhin gehe es darum, dem Befragten auch durch den Inhalt der Fragen das Gefühl zu vermitteln, dass der Interviewer sich gedanklich in ihn hineinversetzen kann, ohne dabei die gesellschaftliche Distanz, die zwischen ihnen existiert, zu leugnen. Bourdieu führt hierzu aus:³⁶

Sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den der Befragte im Sozialraum einnimmt, um ihn von diesem Punkt aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für ihn zu ergreifen (...) heißt eben nicht, das *Selbst* auf den anderen zu projizieren, wie die Phänomenologen meinen. Vielmehr geht es darum, ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des anderen anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert, deren Produkt er ist (...) (Hervorhebung durch J. G.).

Ein solches Verstehen ist mehr als ein wohlwollender Gemütszustand. Es äußert sich darin, dass ein Interview auf verständliche, ruhige und motivierende Art und Weise präsentiert und geführt wird, also so, dass der Befragte in dem Interview und generell in dieser Situation einen Sinn erkennen kann. Und es äußert sich auch und vor allem in der Fragestellung: genau wie die Antworten, die sie hervorbringt, leitet sich auch die Fragestellung von einer verifizierten Repräsentation der Bedingungen ab, in denen sich der Befragte befindet und deren Produkt er ist.

Die Ambivalenz zwischen der Transparenz der Situation, die dem Befragten vermittelt werden soll und der aktiven Gestaltung der Befragungssituation durch den Interviewer, der mit seinem professionellen Anliegen auch grundsätzlich mit einem unterschiedlichen Interesse in diese Beziehung eintritt, scheint für Bourdieu dann auflösbar, wenn der Befragte in dieser Situation generell einen Sinn erkennen kann. Hierfür – so könnte argumentiert werden – scheint es eine notwendige Voraussetzung zu sein, das eigene Selbst nicht zu leugnen. Wird dem zugestimmt, so bleibt weiter zu fragen, ob entsprechend den Ausführungen von

³³ (Ebd., 786).

³⁴ (Ebd., 782).

³⁵ (Ebd., 784).

³⁶ (Ebd., 786).

Bourdieu Verstehen überhaupt möglich ist, ohne das Selbst – zumindest partiell – dabei auch zur Disposition zu stellen. Provokativ führt Bourdieu aus:

Auch auf die Gefahr hin, sowohl strenge Methodologen als auch eingefleischte Hermeneuten zu schockieren, möchte ich frei heraus sagen, daß das Interview als eine Art geistige Übung angesehen werden kann, die darauf abzielt, über die Selbstvergessenheit zu einer wahren Konversion des Blickes zu gelangen, den wir unter den gewöhnlichen Umständen des täglichen Lebens auf die anderen richten. Diese Offenheit, die bewirkt, dass man die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht, diese Fähigkeit, ihn zu nehmen und zu verstehen wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit, ist eine Art intellektueller Liebe (...).³⁷

Spätestens an dieser Stelle wird ein Widerspruch in der vorliegenden Argumentation offensichtlich. Einerseits wird festgestellt, dass Bourdieu zu den Autoren gehört, die empirische Untersuchungen theoretisch reflektieren und damit auch die Theorienbildung selbst maßgeblich vorantreiben. Andererseits bescheinigt Bourdieu der jeweiligen Interviewsituation das Besondere, das Singuläre, etwas, das kaum jemals durch eine standardisierte Methodologie zu erschließen ist. Abstraktionen und Generalisierungen werden hieraus dann nicht möglich. Vielmehr ist, entsprechend diesen Ausführungen, die Qualität der inhaltlichen Erkenntnisse maßgeblich von der Kompetenz der Akteure, insbesondere von der des Interviewers abhängig. Seine Aufgabe ist es jedoch nicht, wie angenommen werden könnte, sein Selbst zur Disposition zu stellen, sondern es (lediglich) vergessen zu machen, um zu einer „wahren Konversion des Blickes zu gelangen“. Somit wird die Interviewsituation zwar als soziale Beziehung charakterisiert, deren Ausgestaltung hochgradig individuellen Einflüssen unterliegt, doch gleichzeitig wird mit diesem Verständnis des Selbst, das in der Befragungssituation nicht zur Disposition steht, eine scheinbar unverrückbare, essentielle soziologische Größe eingeführt, die etwa dem Verständnis von „Erfahrung“ wie Scott es formuliert deutlich widerspricht. Unklar bleibt, ob damit eine Asymmetrie festgeschrieben wird, in der allein der Befragte sich zur Disposition stellt, das Selbst des Interviewers jedoch (weitgehend) unangetastet bleibt und lediglich – quasi zusätzlich – die Probleme des Befragten zu seinen eigenen macht?

Devereux nimmt bei dieser Problematik eine eindeutige Position ein.³⁸ Er führt aus:

Da die Existenz des Beobachters, seine Beobachtungstätigkeit und seine Ängste (...) Verzerrungen hervorbringen, die sich sowohl technisch als auch logisch unmöglich ausschließen lassen, muß jede taugliche verhaltenswissen-

³⁷ Bourdieu (1997, 788–791).

³⁸ Devereux (1998).

schaftliche Methodologie diese Störungen als die signifikantesten und charakteristischsten Daten der Verhaltenswissenschaft behandeln (...).³⁹

Weiterhin folgert er, „nicht die Untersuchung des Objekts, sondern die des Beobachters eröffnet uns einen Zugang zum Wesen der Beobachtungssituation“.⁴⁰ Untersucht werden sollten daher die Störungen, die durch die Existenz und Tätigkeit des Beobachters hervorgerufen werden sowie das Verhalten des Beobachters; seine Ängste, seine Abwehrmanöver, seine Forschungsstrategien und seine Entscheidungen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, davon auszugehen, dass in einer „optimalen“ Interviewsituation sich beide – Interviewer und Befragter – zur Disposition stellen und Teile ihres Selbst verändern und neu positionieren. Eingebunden in unterschiedliche diskursive Strukturen findet die „Selbst“-Konstruktion auf beiden Seiten statt und ist als zentraler Bestandteil sozialer Wissensgenerierung zu betrachten – etwas, das auch bei Bourdieu, wie am Eingangszitat deutlich wird, zu beobachten ist.⁴¹

Stimmt man diesen Einsichten zu, so impliziert dies, dass Befragungen als nicht-alltägliche Situation eine (massive) Intervention in Routinen – wie sie Giddens⁴² versteht – darstellen. Konsequenterweise werden dadurch die Selbst-Konstruktion und damit letztlich auch die inhaltlichen Ergebnisse empirischer Untersuchungen beeinflusst. Bereits die entsprechenden Auswirkungen auf die Selbstkonstruktion sind komplex und nur aufwendig zu erfassen. Noch anspruchsvoller und gleichzeitig differenzierter ist die Analyse, wenn davon ausgegangen wird, dass Routinen nicht auf eine feste Identität zu beziehen sind, sondern – wie bereits angesprochen – auf eine, die Brüche aufweist, jedoch gleichzeitig als kohärentes Selbst dargestellt wird, indem eine geschlossene Geschichte des Selbst konstruiert wird.⁴³ Hall hat dies herausgestellt:

The subject, previously experienced as having a unified and stable identity is becoming fragmented; composed, not of a single, but of several, sometimes contradictory or unresolved identities. (...). The very process of identification, through which we project ourselves into our cultural identities, has become more open-ended, variable and problematic. This produced the post-modern subject, conceptualized as having no fixed, essential or permanent identity. (...) It [identity] is historically, not biologically, defined. The subject assumes

³⁹ (Ebd., 18).

⁴⁰ (Ebd., 20).

⁴¹ In der geschilderten Untersuchungssituation mit ihrer „niederschmetternden Realität“ befindet er etwa: „(...) ich war dann völlig überwältigt von dem allem (...)“. Bourdieu in Schultheis et al. (2003, 37).

⁴² Giddens (1992).

⁴³ Andrews stellt entsprechend fest: „Human beings are both authors of, and actors in, self-narratives (...). Through our careful selection of what parts of our pasts we conjure up, we sculpt a ‘narrative identity’ (...) for ourselves which lends a congruence to our past, present and future selves“ (2000, 77).

different identities at different times, identities which are not unified around a coherent „self“. (...). If we feel we have a unified identity from birth to death, it is only because we construct a comforting story or „narrative of the self“ about ourselves.⁴⁴

Die Interviewsituation ist somit also nicht der originäre Ausgangspunkt der sozialen Wissensproduktion, sondern besser als Ort und Zeitpunkt zu verstehen, an dem unterschiedliche persönliche Geschichten – mit ihrer jeweils eigenen diskursiven Vergangenheit – zusammentreffen und Bedeutungen für die in Frage stehenden Inhalte und das persönliche Selbst-Verständnis neu ausgehandelt werden. Die Geschichten der Interviewer und Interviewten – jeweils eingebunden in „the narrative of the self“ – greifen dabei auf persönliche Erinnerungen zurück, transportieren diese in Interviewsituation selektiv und fragmentarisch nach außen und schreiben das Selbst im Zuge der Befragung in der Zeit fort.

Fazit

Welche Daten wurden wann, wie und durch wen erhoben, wie wurden in den konkreten Erhebungssituationen die sozialen Beziehungen ausgestaltet, welche Interessen waren dabei im Spiel, wie wurde Sinn vermittelt, welche Ängste erzeugt und welche Erinnerungsprozesse mobilisiert? Welche Geschichten verbergen sich also hinter den Worten und Zahlen, die (vermeintlich) über Nomaden Auskunft geben?

Am Spektrum dieser Fragen ist exemplarisch zu ermessen, welchen immensen Anforderungen eine *Wissensdekonstruktion* – im Sinne einer Offenlegung der Methoden – unterliegt. Betroffen ist jedoch nicht allein die empirische Sozialforschung, sondern das komplette Spektrum der Sozialwissenschaft. Unabdingbar sind Informationen, die aus dem Einsatz jedweder Methode entstehen, diskursiv konstruiert, mit persönlichen Erfahrungen und abstrakten Theorien verzahnt, und sie gehen letztlich auch auf Prozesse der Erinnerung und der Selbstkonstruktion zurück.

Vor dem möglichen Eindruck, dass mit fortschreitender Differenzierung bei der Betrachtung sozialer Wissensproduktion einem wissenschaftlichen Relativismus im Sinne von Giddens das Wort geredet wird, der feststellt: „in science nothing is certain, and nothing can be proved“,⁴⁵ ist jedoch entgegenzustellen, dass – entsprechend dem vorliegenden Verständnis – der Autorschaft der Wissenspro-

⁴⁴ Hall (1992, 277).

⁴⁵ Giddens (1990, 39). Die vollständige Textstelle, auf die hier Bezug genommen wird, lautet: „In science, nothing is certain, and nothing can be proved, even if scientific endeavour provides us with the most dependable information about the world to which we can aspire. In the heart of the world of hard science, modernity floats free“ (Ebd. 39).

duktion eine herausragende Bedeutung zukommt. Giddens Ausführungen wird an dieser Stelle die These gegenübergestellt, dass Texte, in denen neben den repräsentierten Inhalten auch Informationen darüber vorliegen, wer aus welcher Position über diese Inhalte mit welchen impliziten und expliziten Annahmen Aussagen trifft, die Inhalte als „gültig“ (*proved*) beurteilt werden können, vorausgesetzt die Entstehungsgeschichte der Informationen wird transparent gemacht. Entsprechendes führt McDowell über Haraways Konzept des „embodied local knowledge“ aus:⁴⁶

Haraway argue[s] that embodied local knowledge should be seen as objective [accountable] – objective in a distinct and limited sense, that is different from the disembodied rational objectivity of enlightenment science. This knowledge is objective precisely because it is partial. It is a view from somewhere [situated knowledge], rather than nowhere, a claim on people’s lives, rather than the relativism of postmodernism.

Mit diesem Wissenschaftsverständnis wird eine erweiterte Verantwortung der Autorschaft eingefordert; eine, die das Recht der Akteure auf die Geschichten ihres eigenen Selbst als Referenz der Wissenskonstruktion anerkennt. Auch der Einsatz von Methoden zur sinnvollen Repräsentation nomadischer Praxis ist hieran zu messen.

Literatur

- Andrews, M. [et al.] (eds.): *Lines of Narrative. Psychosocial Perspectives*. London 2000.
- Asad, T.: „Ethnographic Representation, Statistics and Modern Power“, in: *Social Research* 61, 1 (1994), 55–88.
- Ashcroft, B./G. Griffiths/H. Tiffin (eds.): *The Post-Colonial Studies Reader*. London 1995.
- Beck, U./A. Giddens/S. Lash: *Reflexive Modernization. Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*. Stanford 1994.
- Berger, P. L./T. Luckmann: *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. New York 1967.
- Bourdieu, P.: *Soziologische Fragen*. Frankfurt/M. [1980] 1993.
- Bourdieu, P. [et al.]: *Das Elend der Welt* [Paris 1993], Konstanz 1997.
- Collins, Harry: „One More Round with Relativism“, in: Labinger, J. A./Collins, H. M. (eds.): *The One Culture? A Conversation about Science*. Chicago 2001, 184–195.

⁴⁶ McDowell (1993, 312, Einfügungen durch J. G.).

- DeCerteau, M.: *Kunst des Handels. [L'invention du quotidien. Arts de faire. Paris 1980] Berlin 1988.*
- Devereux, G.: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. [Paris 1967]. Frankfurt/M. 1998.*
- Fischer, H. (Hg.): *Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden. Berlin 1985.*
- Foucault, M.: *Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt/M. [1972] 1991.*
- Giddens, A.: *The Consequences of Modernity. Stanford 1990.*
– *Id.: Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt/M. [1984] 1992.*
- Goffman, E.: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt/M. [1974] 1996.*
- Hand, D. J.: „Statistics and the Theory of Measurement“, in: *Journal of the Royal Statistical Society* 159, 3 (1996), 445–492.
- Hall, S.: „The Question of Cultural Identity“, in: S. Hall [et al.] (eds.): *Modernity and its Futures. London 1992, 273–326.*
- Holstein, J./J. Gubrium: *The Self We Live By. Narrative Identity in a Post-modern World. Oxford 2000.*
- INP (Institute of National Planning): *Egypt. Human Development Report 1996. Cairo 1996.*
- Kuhn, Th. S.: *Die Struktur der wissenschaftlichen Revolution. Frankfurt/M. [1962] 1995.*
- Labinger, J. A./H. M. Collins (eds.): *The One Culture? A Conversation about Science. Chicago 2001.*
- McDowell, L.: „Space, Place and Gender Relations: Part II. Identity, Difference, Feminist Geometries and Geographies“, in: *Progress in Human Geography* 17, 3 (1993), 305–318.
- Oevermann U./T. Allert/E. Konau: „Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“, in: H.-G. Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979, 352–434.*
- Phillips, L./M. Jorgensen: *Discourse Analysis as Theory and Method. London 2002.*
- Ricouer, P.: „The Model of the Text: Meaningful Action Considered as Text“, in: *Social Research* 38 (1971), 529–562.
- Sayer, A.: *Method in Social Science. A Realist Approach. London 1992.*
- Schönhuth, M./U. Kivelitz: *Partizipative Erhebungs- und Planungsmethoden in der Entwicklungszusammenarbeit. Eine kommentierte Einführung. (Schriftenreihe der GTZ Nr. 231) Eschborn 1993.*

- Schultheis, F.: „Ein Gespräch mit Pierre Bourdieu von Franz Schultheis, Collège de France, Paris, 26. Juni 2001“, in: Schultheis, F./C. Frisinghelli (Hgg.): *Pierre Bourdieu in Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung*. Graz 2003.
- Scott, J. W.: „The Evidence of Experience“, in: *Critical Inquiry*, 17 (1991), 773–797.
- Spivak, G.: „Can the Subaltern Speak?“, in: C. Nelson/L. Grossberg (eds.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. London 1988, 217–313.
- Stellrecht, I.: „Interpretative Ethnologie: Eine Orientierung“, in: Schweizer [et al.] (Hgg.): *Handbuch der Ethnologie*. Berlin 1993, 29–78.
- Weinel, M.: *Wissenschaftssoziologie und HIV in Südafrika*. (Unveröffentlichte Magisterarbeit, Institut für Afrikanistik, Universität Leipzig), Leipzig 2004.
- Willems, H.: „Goffmans qualitative Sozialforschung. Ein Vergleich mit Konversationsanalyse und Strukturaler Hermeneutik“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 25, 6 (1996), 438–455.
- Witzel, A.: *Verfahren der quantitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt/M. 1982.